

## Kultur als Oberfläche

Zur methodischen Not und Notwendigkeit,  
in die Tiefe zu gelangen

*Martin Scharfe*

### *1. Einleitung: Der zugefrorene See*

Goethe, der 78jährige, sagt einmal dem Eckermann ins Notizbuch, es gehe den Menschen gar nicht um Tiefe, um Erkenntnis, um Wahrheit; und es gehe, viel schlimmer noch, auch der Wissenschaft nicht um Tiefe, um Erkenntnis, um Wahrheit: ein wissenschaftlicher Glaube (wir sagen heute: ein Paradigma) könne auch durch Fakten, wenn sie ungemütlich seien, nur schwer ins Wanken gebracht werden; das Bedürfnis sei vielmehr, ‚empirisch mitzuschwatzen‘, das heißt: wiederzukäuen. Goethes Bild ist das des zugefrorenen Sees, dessen Oberfläche die Massen anzieht, während niemanden interessiert, was darunter ist:

„... Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu tun? Das sind auch Leute, wie andere und völlig zufrieden, wenn sie über die Sache empirisch mitschwatzen können. Das ist alles. Die Menschen sind überhaupt eigener Natur: sobald ein See zugefroren ist, sind sie gleich zu Hunderten darauf und amüsieren sich auf der glatten Oberfläche; aber wem fällt es ein zu untersuchen, wie tief er ist und welche Arten von Fischen unter dem Eise hin und her schwimmen. [...] Denken Sie nur immer an den gefrorenen See; so sind die Leute, ich habe sie kennengelernt, so sind sie und nicht anders.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hg. von Otto Schönberger. Stuttgart 1994, S. 244f. (1.2.1827).

## 2. Was heißt: Oberfläche?

Der ‚zugefrorene See‘, ‚glatte Oberfläche‘: was – nun in Beziehung gesetzt zu Kultur –, was hieße das? ‚Glatte Oberfläche‘ meint ja: der Blick wird irritiert und weggepiegelt, ‚Eis auf dem See‘ meint: der Blick ist blind, er kann nicht eindringen. Der Ausdruck ‚Kultur als Oberfläche‘ will also sagen – und das ist ein höchst theoretischer Satz mit unermeßlichen methodologischen Folgen –: Kultur ist Verhüllung, Verschleierung, Verkleidung, Maskierung.

Alltagsbeispiele, die die Metapher ‚kulturelle Verhüllung‘ anschaulich machen, sind rasch bei der Hand: die Kleidung etwa, die meinen Körper dem öffentlichen Blick entzieht; das Haus, das mir Intimität jeglicher Art ermöglicht; Tätigkeiten wie die Nationalhymne mitsingen, das Vaterunser mitmurmeln, eine schwarze Trauerkrawatte tragen: alles gebräuchliche Handlungen, die mir erlauben, meine wahren Gesinnungen zu verbergen (oder die mir ersparen, mir und anderen Rechenschaft über meine wahren Gesinnungen zu geben); die Sprache des Alltags, die so tut, als sei etwas gesagt; der öffentlich ins Bild gesetzte Händedruck der Politiker und Bosse, dessen Skopus Einvernehmen und Vertrauen und Bekräftigung des Versprechens sein soll – dabei wissen wir doch alle, was hinter einem Handschlag sich verbergen kann: das geht von der innigsten erotischen Berührung bis zum kältesten Affront von Lüge, Tücke, Verrat, Betrug.

Das späte 18. Jahrhundert hat das unter der Chiffre Verstellung diskutiert, wie man an des Freiherrn Adolph von Knigge erstaunlichen Buch von 1790 sieht, das fast präpsychoanalytisch anmutet mit der Formel, der Mensch sei „fremd in seinem eignen Hause“, „fremd in seinem eignen Herzen“<sup>2</sup> (man denkt da sogleich an Freuds Formel: der Mensch sei nicht Herr im eigenen Hause!<sup>3</sup>); und noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts hat Arthur Schopenhauer in das Klagelied Knigges eingestimmt mit einer Reihe von Alltagsbeobachtungen: „Z.B. bewimpelte und bekränzte Schiffe, Kanonenschüsse, Illuminationen, Pauken und Trompeten, Jauchzen und Schreien u.s.w., dies Alles ist

2 Knigge, Adolph Freiherr von: Über den Umgang mit Menschen (3. Aufl. Hannover 1790). Hg. von Gert Ueding. Frankfurt am Main 1977, S. 82.

3 Vgl. Freud, Sigmund: Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse (1917). In: ders.: Abriß der Psychoanalyse. Einführende Darstellungen. Frankfurt am Main 1994, S. 185–194; hier: S. 194.

das Aushängeschild, die Andeutung, die Hieroglyphe der Freude: aber die Freude ist daselbst meistens nicht zu finden: sie allein hat beim Feste abgesagt. [...]. Bei allen jenen Dingen ist auch der Zweck bloß, Andere glauben zu machen, hier wäre die Freude eingekehrt: dieser Schein, im Kopfe Anderer, ist die Absicht [...]. – Desgleichen sind nun auch Akademien und philosophische Katheder das Aushängeschild, der äußere Schein der Weisheit: aber auch sie hat meistens abgesagt und ist ganz wo anders zu finden. – Glockengebimmel, Priesterkostüme, fromme Gebärden und fratzenhaftes Thun ist das Aushängeschild, der falsche Schein der Andacht, u.s.w. – So ist denn fast Alles in der Welt hohle Nüsse zu nennen [...].“<sup>4</sup>

Soweit Schopenhauer. Ziehen wir den moralischen Oberton ab, so haben wir klassische volkskundliche Themen vor uns – das Fest, die Kleidermode, die Frömmigkeit – und zwar jeweils in ihren kulturellen Ausdrücken oder kulturellen Verhüllungen: Hieroglyphen, sagt unser Philosoph, das heißt: Zeichen, die uns zunächst unverständlich sind, deren Bedeutung wir aber erfahren können.

Warum das aber so ist, warum Kultur notwendigerweise als Hülle, als Oberfläche erscheinen muß, das sagt uns erst der (und schon der), der auf Schopenhauers Schultern steht: Nietzsche nämlich. Kultur, hören wir, ist *notwendigerweise* Oberfläche, ‚Oberflächenwelt‘; denn die ‚Welt, deren wir bewusst werden können‘, ist ‚eine verallgemeinerte, eine vergemeinerte Welt‘; und ‚Alles, was bewusst wird‘, wird ‚ebendamit flach, dünn, relativ-dumm, generell, Zeichen, Heerden-Merkzeichen“.<sup>5</sup> Das *muß* so sein, erstens, weil die Verhüllung in der Lage ist, die ‚Schamtheile der menschlichen Seele‘ (wie Nietzsche sagt)<sup>6</sup> zu verbergen, und zweitens, weil Kultur, die dem Menschen den verlorengegangenen oder abgeworfenen tierischen Instinkt zu ersetzen hat, auf Allgemein-Ausdruck und auf Allgemein-Ver-

4 Schopenhauer, Arthur: Aphorismen zur Lebensweisheit. In: ders.: Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften. 1. Band (1851). In: Schopenhauer, A.: Werke in fünf Bänden. Hg. von Ludger Lütkehaus. Zürich 1988, Bd. 4, S. 311–483; hier: S. 407f. – Auf die Hervorhebungen Schopenhauers habe ich verzichtet.

5 Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft (2. Aufl. 1887). In: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe (= KSA). Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 2. Aufl. München, Berlin, New York 1988. Band 3, S. 343–651; hier: S. 593.

6 Ders.: Menschliches, Allzumenschliches I (neue Ausgabe 1886). Ebd. Band 2, S. 9–366; hier: S. 321.

ständigkeit hin angelegt ist: ihre kargen und in ihrer Anzahl beschränkten Hieroglyphen müssen den riesigen Reichtum menschlicher Erfahrungsmöglichkeiten zum Ausdruck bringen können (wenigstens müssen sie vorgeben, sie könnten das!); und sie müssen gleichzeitig den Anschein erwecken, sie seien für alle verstehbar und machten den riesigen Reichtum menschlicher Erfahrungen kommunizierbar.

### 3. *Das Verhüllende als Symptom des Verhüllten*

Diese Verhüllung ist aber nicht: totale Verdunkelung. Das – je nachdem – blinde oder spiegelnde Eis des Goetheschen zugefrorenen Sees setzt ja nicht die Ahnung außer Kraft, daß unter der Oberfläche noch Anderes sei, Unbekanntes, Gefährliches vielleicht. Die Oberflächen-Welt läßt Ahnungen aufsteigen; sie (das lesen wir bei Nietzsche) ist zugleich auch Zeichen-Welt<sup>7</sup> – die Oberfläche selbst ist das Zeichen, ist die Hieroglyphe, die sich deuten läßt. In diesem Sinne ist das Verhüllende zugleich auch Symptom des Verhüllten – so wie der Rauch das verhüllt und zugleich anzeigt, was er verhüllt: das Feuer. Diese alte Menschenerfahrung können wir in jedem Sprichwörter-Lexikon nachschlagen („Wo Rauch ist, da ist auch Feuer!“) – wir könnten aber genausogut Freud zitieren, der den Satz stets seiner Patientin Dora entgegenhielt, wenn sie ihm und sich weismachen wollte: dies oder jenes habe nichts weiter zu bedeuten.<sup>8</sup>

Den Satz – das Verhüllende ist Symptom des Verhüllten<sup>9</sup> – will ich nun an zwei Beispielen erläutern und zugleich den Aspekt wechseln, oder vielmehr: den Aspekt in den Vordergrund stellen, um den es mir geht; ich meine den Leib-Aspekt. Er war, bei Licht besehen, durch alle meine Beispiele längst durchgeschimmert; jetzt aber benenne oder berufe ich ihn. Mein ursprünglicher Satz – das Verhüllende als

7 Vgl. Nietzsche: KSA (wie Anm. 5).

8 Vgl. Freud, Sigmund: Bruchstücke einer Hysterie-Analyse. Frankfurt am Main 1993, S. 73.

9 Die Kennerin, der Kenner merkt augenblicklich, daß dieser Satz sich orientiert an dem Gedanken, das Geschriebene sei ein Symptom dessen, was bisher verschwiegen wurde. Vgl. Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft (1886). In: ders.: KSA (wie Anm. 5), Band 5, S. 9–243; hier: S. 38 (§ 23).

Symptom des Verhüllten – lautet dann (ich setze ‚Kultur‘ für die Hülle und ‚Leib‘ für das Verhüllte!): Kultur als Symptom des Leibes.

#### 4. Kultur als Symptom des Leibes. Zwei Beispiele

Als erstes Beispiel wähle ich das Christentum an sich und ganz allgemein. Man redet zwar viel von der Leibfeindlichkeit des Christentums; doch steht, ganz im Gegensatz zur gängigen Rede, der Leib im Zentrum dieser Glaubenslehre. Ich will das mit vier Stichworten andeuten.

Das erste Stichwort ist: das Sakrament der Taufe (der Leib wird gewaschen!). Das zweite Stichwort meint das Sakrament der Eucharistie; es geht um fundamentale Körpervollzüge – Essen und Trinken. Ja mehr noch: Ein Leib isst, ganz unverhüllt, das Fleisch des andern Leibes und trinkt sein Blut!<sup>10</sup> Das dritte Stichwort betrifft das Arrangement Gottes mit der irdischen Welt: Gott wird ‚Fleisch‘, wird Leib, Menschenleib – anders ist er nicht vorstellbar, anders kann er sich den Menschen nicht verständlich machen. Das vierte Stichwort endlich meint das ‚Leben nach dem Tode‘. Angenommen werden soll das Ewigdauern des Leibes (‚Auferstehung des Fleisches‘), das heißt: Der Tod des irdischen Leibes wird letztlich negiert, weil der Gedanke nicht ertragen werden kann. Deshalb glaubte Feuerbach, in dieser Idee den Ursprung des Christenglaubens gefunden zu haben.<sup>11</sup>

Mein zweites Beispiel: Erzherzog Johann von Österreich besteigt im Jahre 1817 mit einer Gruppe von Männern den Hochgolling in den Schladminger Tauern; die Tat gilt als touristische Erstersteigung, obwohl auf dem Gipfel schon eine gewaltige, fast dreieinhalb Meter hohe Steinpyramide stand, die Jäger und Hirten aufgerichtet hatten. Ich zitiere aus dem Tagebuch des Erzherzogs, um die Rolle der Leiber

10 Was Freud, der auf diesen Umstand erst im Londoner Exil hinwies, in äußerst vorsichtiger Formulierung zu Papier brachte (die Parallele zwischen dem Mahl, in dem die hypothetische Urhorde den erschlagenen Vater verzehrt, und der christlichen Kommunion), das haben die Register-Bearbeiter des Fischer-Verlags schnurstracks auf das harsche Wort Kannibalismus verdünnt, das so bei Freud nicht erscheint. Vgl. Freud, Sigmund: Der Mann Moses und die monotheistische Religion (1939). In: ders.: Der Mann Moses und die monotheistische Religion. Schriften über Religion. Frankfurt am Main 1975, S. 25–133; hier: S. 139 (zu S. 90).

11 Vgl. Feuerbach, Ludwig: Das Wesen des Christentums (1841). Stuttgart 1980.

in dieser kulturellen Szene aufzuzeigen. „Am Ende [des Grates, über den man gehen muß, MSch.] ist die höchste Kuppe und das 12–14 Schuh große Steinmandel. Froh, es erreicht zu haben, lehnten wir uns an dessen Südseite an. [...] Wir hatten einen mageren Käs, ein Stück Butter und Brod mit genommen; dieses wurde unter uns verteilt, dann Wein gegeben aus dem Krüge, der mit war. ... Auf einer Platte hieben Pichler und ... meinen Namen ein. Jeder legte einen Stein in das Mandel und dann hieß es zurück über den Grat und den nämlichen Weg, wo wir gekommen.“<sup>12</sup>

### 5. *Das Leib-Paradoxon der Kultur und die kulturelle Szene*

Ich will die Szenenfolge nur kurz andeuten, ohne die Teilszenen selbst zu deuten: Die Männer lehnen sich an die steinerne Gipfelpyramide an; Brot wird verteilt und verzehrt, der Weinkrug geht herum; ein Name wird in den Felsen eingehauen; und jeder der Männer trägt einen Stein herbei, um ihn dem Steinmann einzufügen.

Diese Hochgolling-Szene vom August 1817 ist, man spürt es vielleicht, eine in theoretisch-methodischer Hinsicht hochbrisante Szene (oder ein ganzer Satz von Szenen!) – keine traditionelle Szene im Sinne von Brauch, aber doch erkennbar eine kulturelle Szene, in der (um es paradox zu sagen) nur die schweigenden Leiber sprechen; falls diese aber mit ihren Mündern doch etwas gesprochen haben sollten, müßten wir das nicht unbedingt wissen. Es reicht, daß wir – und wie wir – die Leiber agieren sehen: keineswegs ‚inszeniert‘ (der massenhaft modische Gebrauch des Wortes Inszenierung ist eine fatale Irreführung!), aber eben doch Szenen bildend – etwa eine Abendmahlsszene (Brot brechen und reichen, Wein aus einem Krug trinken!) oder eine Buß- und Opferszene, wie sie die Volkskunde aus dem Wallfahrtswesen kennt (Lasten zum heiligen Ort schleppen). Und wer nun ins Deutungsgeschäft einsteigen will, erinnert sich an einige markante Sätze in Nietzsches ‚Morgenröte‘, etwa an denjenigen, in dem Freuds ‚Es‘ vorgebildet ist: „du wirst gethan! In jedem Augenblicke! Die Menschheit hat zu allen Zeiten das Activum und das Passivum verwechselt, es ist ihr ewiger grammatikalischer

<sup>12</sup> Zit. bei Lambauer, Hannes: Erzherzog Johann als Bergsteiger und Naturfreund. In: ders. (Hg.): Erzherzog Johann. Sein Leben in den Bergen. Bad Aussee 1982, S. 11–86; hier: S. 48.

Schnitzer.“<sup>13</sup> Oder es drängt sich – mit Nietzsche – die Ahnung auf, daß unsere kulturellen Vorstellungen und Handlungen „nur Bilder und Phantasien über einen uns unbekanntem physiologischen Vorgang sind“, „ein mehr oder weniger phantastischer Commentar über einen ungewussten, vielleicht unwissbaren, aber gefühlten Text“!<sup>14</sup>

Der so sträflich übersehene, oft gar gelegnete Vorrang des Physiologischen, des Leiblichen aber ergibt sich alleine schon aus jener einfachen kulturtheoretischen Überlegung, die man das Leib-Paradoxon der Kultur oder das kulturelle Paradoxon des Leibes nennen könnte: zwar ist Kultur ein Ausdruck, der den Leib übersteht und überlebt und dann jenseits des vergangenen Leibes existiert (die Sprache existiert auch nach unserem Tode weiter; dieser mein Vortrag kann, weil er nun gedruckt ist, auch nach meinem Tode gelesen und bedacht werden); gleichzeitig ist Kultur aber auch Ausdruck, der den Leib braucht (*ich* habe die Sprache formuliert, *ich* habe gesprochen, habe bestimmte Wendungen betont und an Stellen, die mir wichtig waren, Pausen eingelegt und in die Runde geblickt!); verschwindet der Leib, verschwindet auch dieser spezifische Ausdruck.

Schon dieser schlichte (und zugleich existentielle) Sachverhalt, alleine schon dieser einfache Hinweis auf das Leib-Paradoxon der Kultur reicht aus, den Vorrang der ‚Körperwelt‘ in aller Kulturbetrachtung zu begründen: es geht um neue Beachtung des Leibes, seiner Vollzüge, seiner Handlungen, seines Tuns; es ginge um eine neue und gesteigerte Sensibilität für Gebärden und Szenen; und nicht zuletzt wäre eine Abkehr von der Überbetonung des Sprachlichen notwendig (eine Übertreibung, Verfälschung des Lebens, die sich in unserer Wissenschafts- und Kulturtradition ergeben hat), eine Abwendung von der als selbstverständlich vorausgesetzten Herrschaft des Wortes, des Gesprochenen, des Sagens – ganz so, wie das Wittgenstein frappt im Tagebuch notiert („Nicht das Knien hilft beim Beten, aber man kniet!“);<sup>15</sup> ganz so, wie das Knigge anderthalb

13 Nietzsche, Friedrich: Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile (1881. Neue Ausgabe 1887). In: ders.: KSA (wie Anm. 5), S. 9–331; hier: S. 115 (§ 120).

14 Ebd., S. 113 (§ 119).

15 Wittgenstein, Ludwig: Denkbewegungen. Tagebücher 1930–1932, 1936–1937. Hg. von Ilse Somavilla. Frankfurt am Main 1999, S. 84. Vgl. dazu Scharfe, Martin: „Nicht das Knien hilft beim Beten, aber man kniet.“ Überlegungen zur volkskundlichen Fachidentität. In: König, Gudrun, Gottfried Korff (Hg.): Volkskunde '00. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Tübingen 2000.

Jahrhunderte davor schon zur Beachtung empfohlen hat: „Beurteile die Menschen nicht nach dem, was sie reden, sondern nach dem, was sie tun.“<sup>16</sup>

Wenn wir nach dieser Erkenntnis und nach diesem Prinzip handeln, dann wäre endlich der Tatsache Rechnung getragen, daß mitten in unsere Alltagskultur eine an Umfang und Bedeutung riesige schriftlose Kultur eingelagert ist, anders gesagt: daß es viel mehr kulturelle Wortlosigkeit gibt, als wir uns bewußt machen; und es wäre endlich ein Traditionsstrang, der von Freud herkommt und zu Alfred Lorenzers Theorie und Methodologie des ‚Szenischen Verstehens‘ hinführt,<sup>17</sup> radikalisiert<sup>18</sup> und zugleich versöhnend zusammengeführt mit den Konventionen der Volkskunde, die stets das traditionelle Handeln und Tun im Fokus sah, aber eben leider selten begriffen hatte als unbewußtes Handeln, das heißt: als Leibhandeln und als szenischen Ausdruck.

Aber so ist es ja oft: das an sich Selbstverständliche versteht sich nicht von selbst – wie das Friedrich Theodor Vischers Anti-Held („Auch Einer“) nie müde wurde zu beklagen: Das Moralische versteht sich immer von selbst. „Das Höhere versteht sich ja immer von selbst! Für die Basis, die Vorbedingung, muß gesorgt werden.“<sup>19</sup>

---

gen, 9.–11. November 2000. Tübingen 2001, S. 59–69. – Eine großartige Glosse der Körpergebärde des Kniens beim Beten finde ich in Jean Pauls Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne; letzterer sagt: „nach so vielen Angst-Gedanken fiel ich endlich gar auf die Knie, um womöglich ins Beten zu geraten“! Paul, Jean: Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz mit fortgehenden Noten; nebst der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne. In: ders.: Werke. Hg. von Norbert Miller. München 1963. Band 6, S. 7–76; hier: S. 70.

16 Knigge: Über den Umgang (wie Anm. 2), S. 77.

17 Vgl. Lorenzer, Alfred: Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: ders. (Hg.): Kultur-Analysen. Frankfurt am Main 1986, S. 11–98.

18 Ich meine, daß die Anregungen, die sich aus den Arbeiten der ‚Lorenzer-Schule‘ oder des Freiburger Arbeitskreises ‚Literaturwissenschaft und Psychoanalyse‘ (seit 1979, Veröffentlichungen in der Reihe ‚Freiburger literaturpsychologische Gespräche‘ seit 1981) ergeben haben, konsequent über literarische Szenen hinaus auf Alltagsszenen übertragen werden könnten.

19 Vischer, Friedrich Theodor: Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft (1879). Frankfurt am Main 1987, S. 343.